



DER BISCHOF VON LIMBURG

Dr. Georg Bätzing

Predigt zur Diakonenweihe, Pfingsten – 31. Mai 2020

Hoher Dom zu Limburg

Texte: Jer 1,4-10 – Joh 12,23-26

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Weihekandidaten,

die biblischen Lesungen machen es bewusst: In diese Stunde ist keiner unüberlegt hineingeschlittert. Was wir hier feiern, das ist die persönliche Lebensentscheidung von fünf Männern, die sich lange geprüft und bewährt haben; mehr noch: Es ist die Antwort auf einen Ruf, den Gott an Sie gerichtet hat und zu dessen Erfüllung Sie nun nach bestem menschlichen Vermögen bereit sind. Im Weihegespräch habe ich Sie gefragt, ob Sie meinen Eindruck bestätigen können: Heute ist der entscheidende Tag. Die Diakonenweihe ist der eigentlich bedeutsame Schritt. Denn heute wird Ihnen durch das Weihesakrament das Dienstant Jesu Christi zum Wohl und Wachstum der Kirche übertragen. Und zuvor werden Sie in feierlicher Form acht Mal Ihre Bereitschaft bekunden. Hier geht es ums Ganze – auch um die Wahl des Zölibats als Lebensform.

„Seid ihr bereit, zum Zeichen eurer Hingabe an Christus, den Herrn, um des Himmelreiches willen ehelos zu leben und für immer eurem Vorsatz treu zu bleiben, in dieser Lebensform Gott und den Menschen zu dienen?“

Würden Sie diese Frage nach Ihrer Lebensentscheidung nicht frei und bewusst beantworten, es wäre fatal. Der Zölibat ist ein hoher Anspruch. Der Zölibat ist hoch umstritten. Der Zölibat ist für viele in der Kirche und für nicht wenige, die ihn versprochen haben, ein Problem. Wie die Treuebindung einer Ehe ist auch der Zölibat eine lebenslange Entwicklungsaufgabe, und Stagnation oder mangelnde Eignung bringen Gefährdungen mit sich – für Sie und für andere. Die Diskussion über die priesterliche Lebensform als Verpflichtung ist neu entbrannt, nicht zuletzt aus der bitteren Erkenntnis heraus, dass unbewältigte Reifungsproblematiken und drückende Einsamkeit bei einem kleinen Teil der Priester offenbar den Missbrauch begünstigt haben. Wer aber nun annehmen möchte, der Zölibat werde damit endlich ad acta gelegt, der wurde in der ersten Vollversammlung des Synodalen Weges vor etwa vier Monaten in Frankfurt eines Besseren belehrt. Da wurde mit großer Wertschätzung für die Priester zugleich die Sorge um ihre Überlastung ausgesprochen. Da kam zur Sprache, wie kostbar es ist, wenn Gott einen Menschen prägt und das in die Gemeinde spürbar ausstrahlt. „Mich hat der Zölibat immer beeindruckt“, formulierte jemand im Umfeld. „Vor allem deshalb, weil mir immer wieder Zölibatäre begegnet sind, die zum Eindrucksvollsten gehören, was mir im Gewimmel der Zeitgenossen über den Weg gelaufen ist“¹. Und die Auswertung der 5.300 Eingaben zu dieser Thematik im Vorfeld der Synodalversammlung zeigte im Ergebnis: Wir sollten klären, wie die priesterliche Ehelosigkeit besser lebbar ist, dann können wir auch die Frage von Pflicht und Freiwilligkeit angehen.

¹ Eckhard Nordhofen, Gott ist anders. Plädoyer für den Zölibat – und seine Alternativen, in: HerKorr 2/2020, 38.

Liebe Schwestern und Brüder, die Tradition der Kirche kennt zwei geistliche Ausprägungen des priesterlichen Dienstes. In der Ostkirche gründet die Möglichkeit der Verbindung zwischen der Ehe und dem Priesteramt in einer geistlichen Entscheidung der Kirche und ist nicht bloß eine disziplinäre Regelung. Die sakramentale Wirklichkeit der Ehe wird sozusagen in die sakramentale Wirklichkeit der Weihe hineingenommen. Dies führt zu einer geistlichen Bereicherung des priesterlichen Dienstes besonderer Art.

Die lateinische Westkirche hat sich bislang entschieden, das priesterliche Amt Menschen zu übertragen, die Gott berufen hat, ihm ihr ganzes Leben im Sinne der evangelischen Räte zu weihen. Mit dieser Entscheidung stellt sich die Kirche als Ganze in besonderer Weise Gott anheim. Sie vertraut darauf, dass er zu jeder Zeit die Menschen beruft, die er berufen will. Sie folgt damit nicht in erster Linie einer Logik pastoraler Bedürfnisse, sondern einer Logik des Vertrauens auf das Wirken des Geistes Gottes. Die Entscheidung für die Ehelosigkeit der Priester um des Himmelreiches willen ist eine geistliche Entscheidung der Kirche. An ihr hängt nicht das Wesen des Priesteramtes. Und darum kann ich mir in Zukunft auch ein fruchtbares Miteinander beider Formen vorstellen.

Liebe Brüder, wenn Sie heute Ihr Ja zur Ehelosigkeit sagen, dann lässt sich diese Entscheidung nur unzureichend mit Motiven der Praktikabilität, der leichteren Verfügbarkeit und des Einsatzes begründen. Die Motivation wird tiefer gründen. Sie entspringt dem Evangelium und ist von Jesus inspirierte Real-Verkündigung des Reiches Gottes. Dieser Ursprung mag geschichtlich überlagert sein von vor- und außerchristlichem Gedankengut (etwa vom früheren Gedanken der kultischen Reinheit und einer gewiss nicht zu leugnenden Tendenz zur Abwertung der Sexualität und von der Sorge um die „libertas ecclesiae“) – letztlich und in seinem Kern ist der Zölibat Ausdruck der Antwort auf die Faszination, die von Jesus ausgeht. Er war und bleibt in gewisser Weise ein skandalöses Zeichen, das auf das Himmelreich und seinen Zeugen Jesus verweist.

Wen kann es denn ernsthaft wundern, wenn in unserer gottvergessenen Zeit das Vorhaben eines jungen Mannes, Priester werden zu wollen, selbst im engsten Kreis der Angehörigen auf Bedenken und Unverständnis stößt. Irgendwie „schräg“ ist doch nach heutigen Maßstäben nicht nur Ihr Entschluss, ehelos leben zu wollen, sondern der Beruf selbst, den Sie ergreifen. Natürlich: In den Augen vieler leistet Kirche immer noch manch Nützliches, und wir Diakone und Priester sind daran beteiligt. Gemeinwesen- und karitative Arbeit der Kirchen werden anerkannt, ebenso das Spirituelle, insofern es Menschen Sinn stiftet und ihnen dadurch zu einem sicheren Stand im Leben verhilft. Das alles ist aber nur ein Teil dessen, was uns aufgetragen ist. Die meiste Zeit werden Sie als Diakone und Priester damit verbringen, in Verkündigung und Katechese, bei der Sakramentspendung und der Eucharistiefeier auf Gott hinzuweisen. Das ist der eigentliche Skandal, den Menschen zunehmend für unnötig halten: davon zu reden, dass Gott Mensch geworden ist, um uns Menschen zu einer einmaligen persönlichen Beziehung mit ihm einzuladen. Anstößig ist, wenn wir behaupten, ohne die Vermittlung der Kirche in irgendeiner Form gebe es keinen Zugang zu Jesus Christus. Es ist ein Skandal in den Augen aufgeklärter Zeitgenossen, wenn Sie später als Priester ein Stück Brot in die Hand nehmen werden und glauben, was Sie dann sagen: Das ist sein Leib. Sie müssen doch zugeben, dass gegenüber alledem unsere ehelose Lebensweise geradezu unauffällig wirken muss, zumal heute, wo viele freiwillig oder schicksalhaft unfreiwillig alleine leben.

Insofern stimme ich immer noch Hans Conrad Zander (*1937) und seinen mit flotter Ironie geschriebenen zehn Argumenten für den Zölibat zu, der behauptet: Wir gehören als Glaubensgemeinschaft der katholischen Kirche längst zur „cognitive minority“, zur weltanschaulichen Minderheit. Und weder der Versuch, uns im Milieu eines schützenden Gettos einzuschließen, noch der, uns möglichst unauffällig zu machen, indem wir uns mit der Lebensweise und Weltanschauung der Mehrheit assimilieren, bringen uns aus diesem Dilemma heraus; denn das Dilemma der gesellschaftlichen Position von Kirche unserer Tage hat mit dem zu tun, wofür wir einstehen, mit dem Anspruch Gottes an den Menschen. Die Heilung, so Zander mit Hinweis auf die psychotherapeutische Praxis, beginnt an dem Punkt, an dem die Kirche lernt, ein scheinbar unerträgliches Gefühl bewusst auszuhalten. Deshalb rät er, die Rolle des Clowns in der gegenwärtigen Welt zu wählen. Ich zitiere: „Der Clown ist komisch. Aber er erleidet seine Komik nicht hilflos. Schon gar nicht versucht er, seine Komik loszuwerden, indem er sein Kostüm abschafft oder ‚liberalisiert‘. Bewusst trägt er

sein uraltes Narrenkleid. Statt aus der Rolle, die ihm zugefallen ist, verängstigt zu fliehen, statt sie depressiv zu erleiden, macht er aus ihr eine souveräne Kunst² und zeigt so auf unterhaltsame Weise, dass Mehrheit und Macht nicht unbedingt mit Wahrheit in eins fallen.

Die Ehelosigkeit ist ein Zeichen, aber nicht in erster Linie eines für andere und nach außen hin. Es ist Zeichen der Freundschaft, das auf meinen eigenen Glauben zurückwirkt. Mein Versprechen gilt Jesus, der mich zutiefst fasziniert, wenn er sagt: „Wenn einer mir dienen will, folge er mir nach; und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein“ (Joh 12,26). Und es gilt mir selbst. Der Zölibat ist Erinnerungszeichen an mein Versprechen, an mein Lebensideal, an meine „große Liebe“. Und so empfinde ich ihn gerade dann, wenn es mir zum Weglaufen zumute ist oder wenn ich dabei bin, haarscharf an der Einladung des Evangeliums und an meiner Sendung vorbeizuleben. Gerade dann drückt ja die Ehelosigkeit. Dann erlebe ich sie als eine offene Wunde in meinem Leben, die schmerzt, indem sie daran erinnert, dass ich meine menschliche Erfüllung nicht hier auf Erden finden werde, auch wenn ich mich noch so in die alltäglichen Dinge hineinstürze und sehnsüchtig nach zufriedener Erfüllung suche.

Wenn mich junge Leute fragen, warum ich Priester geworden bin und so lebe, dann antworte ich gern mit einem Wort von Johann Michael Sailer (1751-1832), das er in der Weihnachtsnacht 1796 in sein Tagebuch schrieb: „Du bist es wert, Einziger!“ Damit allein ist es nicht getan, das ist jedem klar. Der Sprung in die Freundschaft mit Jesus sucht seine alltägliche Bewährung, und das ist herausfordernde Beziehungsarbeit im besten Sinn. Das redliche Bemühen, allen Weiheversprechen miteinander gerecht zu werden, wird helfen, eine Lebensform zu verwirklichen, in die wir jeden Tag mehr hineinwachsen. Also: Nur Mut, liebe Brüder, er ist es wert.

2 Hans Conrad Zander, Zehn Argumente für den Zölibat. Ein Schwarzbuch, Düsseldorf 1997, 153.